Gabriele Zander

Muttermale

AQUENSIS
Menschen

Gabriele Zander

Muttermale

AQUENSIS

M e n s c h e n

Gabriele Zander,

geboren in Freiburg als viertes Kind und einzige Tochter der Eltern. Studium der Germanistik und Anglistik in Freiburg und Graz. Nach mehrjährigem Aufenthalt in Österreich arbeitet die Autorin als Lehrerin und lebt mit ihrer Familie in Baden-Württemberg.

Impressum

Gabriele Zander: Muttermale

© AQUENSIS Verlag Pressbüro Baden-Baden GmbH 2014

Alle Rechte vorbehalten. Jede Verbreitung, auch durch Film, Funk, Fernsehen, fotomechanische Wiedergabe jeder Art, elektronische Daten, im Internet, auszugsweiser Nachdruck oder Einspeicherung und Rückgewinnung in Datenverarbeitungsunterlagen aller Art ist verboten.

Lektorat: Gereon Wiesehöfer
Satz und Umschlaggestaltung: Karin Lange,
www.seeQgrafix.de
1. digitale Auflage: Zeilenwert GmbH 2014

ISBN 9783954571055

www.aquensis-verlag.de
www.baden-baden-shop.de
aquensis-verlag.e-bookshelf.de

INHALT

Cover

Titel

Impressum

Widmung

Vorwort

KINDHEIT

SCHULE

JUGEND

AUFBRUCH

ERWACHSENSEIN

WEGKREUZE

SCHICKSAL

MUTTERSEIN

ERINNERUNGEN

ROLLENTAUSCH

PRÜFSTAND

WÜRDE

GELEIT

Gedichte

Für meine Familie
in Liebe

Vorwort

Nach den vielen Lesungen aus dem Buch »Meine Seele sucht dich« wurde ich immer wieder gefragt, wie es denn mit der Geschichte meiner Eltern weitergegangen sei. Die beiden gehörten zu den Glücklichen, die das Grauen des Krieges zumindest körperlich unversehrt überlebt hatten, und durch die Veröffentlichung der Feldpostbriefe waren sie auf einmal in das Interesse der Öffentlichkeit gerückt. Ob sich ihre Träume, die sie während des Krieges hatten, erfüllt haben? Ob ihre große Liebe dem Sturm der Nachkriegsjahre, dem Aufbruch in das Wirtschaftswunder, ja letztendlich dem Alltag standgehalten hat?

Da die Geschichte meiner Eltern in weiten Teilen auch die meine ist, musste ich ein wenig auf Abstand gehen, um sie erzählen zu können. Dies geschah, indem ich die Namen der Personen änderte und außerdem nicht die Ichform des Erzählens wählte, sondern Eva erzählen ließ. So entstand ein anderes Spiegelbild.

Und Eva beschreibt ihr Leben und betrachtet die Muttermale, die sie in ihrer Kindheit und Jugend geprägt haben, und die nicht nur Spuren auf der Haut hinterlassen haben – sie haben Eva zeitlebens begleitet und ihr Weltbild beeinflusst. Wer in den Fünfzigerjahren aufgewachsen ist, kann sich ein Stück weit in dieser Geschichte erkennen, weil die Umstände, Ereignisse und eben der Zeitgeist gleich oder doch ziemlich ähnlich waren.

Aus ganzem Herzen danke ich dem kleinen Kreis meiner »Erstleser«! Eure berührenden Rückmeldungen und auch

eure behutsame Kritik haben mir Mut gemacht: Jürgen, Mareike, Brix, Susanne, Fränzchen, Erdmute und Silke, Gisela und Albert, Hubert, Evi B. und Iris G.

KINDHEIT

Jedem Anfang wohnt ein Zauber inne

Kaum dass die kleine Eva laufen gelernt hatte, war sie fasziniert von Spiegeln, vor allem von dem dreiteiligen Spiegel über der Frisierkommode der Mutter, die am Fußende des mächtigen Ehebettes im Schlafzimmer stand. Auch die Schubladen der Kommode aus Nussbaumholz, die mit floralen, dunklen Wurzelholzintarsien verziert war, hatten schon im Krabbelalter die Neugier des kleinen Kindes erweckt, vor allem als es entdeckte, welche Schätze dort zum Vorschein kamen. Wieder einmal stand Eva vor dem Spiegel, dessen Flügel man ganz leicht auf- und zuklappen konnte. Stellte man diese Flügel in einen bestimmten Winkel, so blickte einem das eigene Gesicht unendlich viele Male entgegen. Es war, wie wenn man unversehens in die Zukunft oder Vergangenheit des eigenen Lebens blickte, was das Mädchen ungemein faszinierte.

Evas Leben war noch klein, rund und überschaubar, dachte Carla, als sie sich vor der Kommode niederließ und ihrer rotbackigen kleinen Tochter bei ihrem selbstverliebten Spiel zuschaute.
Und in Carlas eigenem Leben hatte gerade wieder etwas Neues begonnen mit dem Umzug der Familie in die badische Großstadt. Carla strich sich eine widerspenstige Locke aus der Stirn und lächelte versonnen, als sie im Spiegel ihren Blick auffing.

Sie dachte an den letzen großen Neuanfang, damals nach dem Kriegsende, als sie mit dem sechsjährigen Franz und dem eben aus der Gefangenschaft heimgekehrten Ehemann Lois buchstäblich vor dem Nichts standen, denn die Wohnung und all ihre Habe waren verloren. Und doch hatten diese drei sich damals so reich gefühlt, weil ihnen das große Glück gegönnt war, dass sie einander wiederhatten.

Aber der Krieg hatte ihnen so manches abverlangt, sie die schönsten ersten Jahre ihrer Ehe gekostet, hatte ihnen ihren zweiten Sohn Manfred genommen, und letzten Endes musste Lois auch den Traum, doch noch Arzt werden zu können, endgültig begraben. Schließlich war der Krieg verloren, das Land lag in Trümmern und die Zukunft ungewiss. Es gab zwar viele, die im späteren Alter noch ein Studium begannen oder einen Beruf erlernten, aber Lois fühlte sich mit seinen 35 Jahren doch zu alt dafür. Gleich nach seiner Heimkehr hatte sich außerdem noch ein sogenanntes Friedenskind angemeldet, sodass Lois sich verpflichtet fühlte, möglichst rasch wieder beruflich Fuß zu fassen. Man nahm ihn, den ehemaligen Angestellten, wieder in den Dienst der Krankenkasse und entschädigte ihn mit einer eigenen Geschäftsstelle in einer badischen Kleinstadt nahe der Schweizer Grenze.

Die Wohnungsnot war sehr groß, aber Lois fand schnell wenigstens ein Zimmer mit Küchenbenutzung bei einem älteren, alleinstehenden Witwer, und dort erblickte das dritte Kind Georg das Licht der Welt.

Auch wenn die Verhältnisse äußerst bescheiden waren, so war man doch glücklich, dass es wieder aufwärts ging, dass man sich Stück für Stück wieder so manches leisten konnte, wenn auch die Not nach dem Krieg teilweise schlimmer gewesen war als während den Kriegstagen. Jedoch die Schweizer Grenze war nah, und bald durfte man »go profitiere gange« (endlich wieder lang Entbehrtes

kaufen) mit einem Zwanzigmarkschein, der einem das Tor zum Paradies eröffnete.
Nach und nach gelang es Lois und Carla, ihren Hausstand wieder zu vervollständigen, und nach einigen weiteren Jahren beschloss man, in der kleinen Stadt ein Haus zu bauen. Wenigstens dieser Traum schien sich endlich zu erfüllen.

»Eigentlich ist unsere Eva das erste Kind, dessen Heranwachsen wir ohne Not und Elend genießen können!«, hatte Lois erst kürzlich zu seiner Frau gesagt, und das stimmte. Und dabei hatten sie mit Eva gar nicht mehr gerechnet, denn Carla war schon 41 Jahre alt und Lois 44, als das Baby sich ankündigte.
Die Schwangerschaft verlief mit Komplikationen und schließlich musste man das Kind mehrere Wochen vor dem errechneten Geburtstermin per Kaiserschnitt auf die Welt holen. Carla war fast zwei Tage ohne Bewusstsein und man fürchtete so sehr um ihr Leben, dass Lois Tag und Nacht bei ihr bleiben durfte und sogar ein Zusatzbett für ihn im Krankenzimmer aufgestellt wurde. Als seine Frau endlich aus ihrem Dämmerschlaf erwachte und man ihr sagte, dass sie ein Mädchen geboren hatte, lächelte sie, und die Schwester, die Dienst hatte, sagte:
»Dieses Kind müsste Dorothea – Gottesgeschenk – heißen!«
Doch das kleine Mädchen wurde noch im Krankenhaus vom Pfarrer-Onkel und Studienfreund des Vaters auf den Namen Evmarie getauft. Zur Nottaufe entschlossen sich die Eltern, so wurde Eva später erzählt, um das überaus zarte Neugeborene von der Erbsünde zu befreien, falls der liebe Gott es gleich wieder zu sich holen wollte.
Doch der dachte nicht daran. Eva wuchs heran, wurde von einer Amme gestillt, und nach vielen Wochen konnten Mutter und Kind endlich das Krankenhaus verlassen und zur Familie zurückkehren.

»Unsere Kinder sind 08/15!«, sagte Lois, und jeder, der dies vernahm, dachte an den ziemlich bekannten Film, der denselben Titel trug.
Aber Lois war mächtig stolz auf seine kleine Tochter, die er eigenhändig im nagelneuen Kinderwagen spazieren fuhr, und oft endeten diese Spaziergänge am Rohbau des neuen Hauses, in das die Familie nun bald einziehen wollte. Doch es kam anders als erwartet.
Carla dachte an die vergangenen aufregenden Monate zurück, während sie den Spiegel polierte und ihrem kleinen Töchterchen beim Grimassenschneiden zusah.
Eines Tages bot man Lois eine Stelle bei der Landesgeschäftsführung der Krankenkasse in der badischen Hauptstadt an, und da dies ein gehöriger Sprung auf der Karriereleiter bedeutete, zögerte die Familie nicht allzu lange, und Lois nahm die Stelle an. Die beiden Söhne, Jörg und Franz, waren nicht sehr begeistert, vor allen Dingen Franz wollte nicht umziehen, weil gerade die Tanzstunde begonnen hatte und er eine erste kleine Freundin hatte. Und der kleine Georg hatte sich schon so sehr auf das neue Haus gefreut, dass er sich nur schwer damit abfinden konnte, dass nun jemand anderes darin einziehen würde.
Auch Carla und Lois fiel es schwer, die lieb gewonnene neue Heimat zu verlassen, denn schließlich hatten sie sich in den letzten zehn Jahren fest verwurzelt und einen kleinen, aber feinen Freundeskreis aufgebaut.
Aber der berufliche Aufstieg wog schließlich schwerer, und bald waren die Umzugskisten gepackt und die Reise ging einem neuen Anfang entgegen.
Seit wenigen Wochen wohnte die Familie nun zwar nicht in einem eigenen Haus, aber doch in einer für damalige Verhältnisse großzügig geschnittenen und hellen Vierzimmerwohnung in einem etwas ruhigeren Stadtviertel.
Carla freute sich über den großen Balkon, den schönen Ausblick und darüber, dass sie nun in einer Großstadt

wohnte.
Und so ganz fremd war man doch nicht, denn aus der ersten Zeit ihrer Ehe gab es noch einige Bekannte und Freunde, zu denen sie wieder Kontakt aufnehmen konnten. Nur Lois konnte sich maßlos darüber ärgern, dass man ihn oft wegen seiner schon sehr gelichteten Haarpracht für den Opa des Kindes hielt, das er an der Hand durch den Stadtgarten führte. Franz dagegen, der mit seinem prächtigen schwarzen Haarschopf aussah wie James Dean und in das Gymnasium in der Innenstadt ging, amüsierte sich über die aufgebrachten Blicke, weil man ihn für den Vater des Kindes hielt, wenn er mit seiner Freundin die kleine Eva im Kinderwagen im Park spazieren schob.
Was war ihre eigene früheste Erinnerung? Eva wusste es nicht genau, unscharf verwischte sich die Grenze zwischen Erinnerungen und den oft und wiederholt erzählten Geschichten.

Dass die Mutter krank war, damit wuchs Eva heran, aber das machte sie damals nur noch interessanter für das Kind. Man musste ständig um die Mutter Angst haben. Sie war nicht immer da, sondern im Krankenhaus oder zur Kur wegen ihrem schwachen Herzen. Einmal schickte sie Eva eine bunte Karte, auf der eine Krankenschwester abgebildet war, die rosafarbene Herzen, offensichtlich frisch gewaschene, von der Leine nahm, um sie zu bügeln. Jetzt wusste Eva also auch, was man in einer Kur machte. Wenn die Mutter aber zu Hause war, gehörte sie den ganzen Vormittag Eva, denn Lois und die Söhne waren in der Schule und im Geschäft. Und der Schauplatz, den Eva so liebte, war wiederum das Schlafzimmer! Sie saß zu Mutters Füßen auf einem Schemelchen und schaute ihr beim Frisieren zu. Da gab es neben dem dreiteiligen Spiegel vieles, was Eva faszinierte. Der kristallene, schwere Parfümzerstäuber und der Frisierumhang, den sie sich manchmal als Rock umband, weil sie ihn mit seinen

roten Rosen so wunderschön fand. Außerdem natürlich die silbern glänzende Garnitur, bestehend aus einem Kamm und einer breiten, weichen Haarbürste.
Und schließlich war das Frisieren selber das geliebte Ritual.
Die Mutter hatte lange, dunkle Haare, die sie nach damaliger Mode als Hochfrisur trug. Zuerst einmal wurden alle Haare von hinten nach vorne gebürstet und dann mit dem silbernen Kamm toupiert. So sah sie zum Fürchten aus, und Eva war jedes Mal froh, wenn dieses wilde, struppige Tier den Kopf wieder hob und das Gesicht der Mutter darunter zum Vorschein kam.
Nun wurde oberflächlich geglättet und alle Haare auf eine Seite gesteckt. Dann kam Evas Part und sie durfte der Mutter die Haarnadeln und Klemmen reichen. Die Haare wurden locker um den Handrücken gewickelt und auf der anderen Seite festgesteckt. Zum Schluss durfte sie der Mutter noch die Schmuckspange reichen, die die Haarnadeln versteckte.
Danach kam Eva an die Reihe, nahm auf dem Thron Platz wie eine Prinzessin und durfte wie eine solche Wünsche äußern, welche Frisur sie heute haben wollte, ob Pferdeschwanz, Zöpfe oder Affenschaukeln.
Eva liebte den Duft von Mutters Kleidern, ihren Schmuck und sämtliches, was sie in den Schubladen der Frisierkommode und des Nachttischchens aufbewahrte. Manchmal durfte sie die mütterlichen Schätze bestaunen: bestickte Taschentücher, die so schön waren, dass sie die Mutter nie zum Schnäuzen verwendete, Spitzenhandschuhe in mehreren Farben, eine Pralinenschachtel voller Spitzenreste, Borten, Litzen und Bänder, die sie zum Nähen verwendete, Heiligenbildchen in allen Farben und Größen und natürlich mehrere Lippenstifte.
In der nächsten Schublade hob Mutter ihre Nylonstrümpfe auf, und in einer weiteren Schublade gab es eine hölzerne

grün bemalte Schatulle, die voller alter Briefe war. Oben auf den Briefen lag ein Sträußchen getrocknetes Edelweiß, das wie die Mutter nie müde wurde zu erzählen, der Vater ihr in den Bergen gepflückt hatte. Die Briefe, eng beschrieben und auf vergilbtem Papier, waren alle »aus dem Krieg«, und die Mutter betonte dieses dem Kind so fremde Wort, wie wenn man ihm eine gewisse Ehrfurcht entgegenbringen müsste.
In der untersten Schublade wurden die Totenhemden aufbewahrt; das der Mutter aus weißem Batist, handgenäht und mit Rüschen um den Hals und an den Ärmeln, das des Vaters aus grober Baumwolle mit einer kleinen roten Kreuzstichstickerei am Hals.
Außerdem hatte jeder von beiden das Versehkreuz dort aufbewahrt: ein etwa 20 cm langes Kreuz, schwarz und silberfarben, das für Evas kleines Kinderhändchen viel zu schwer war.
Eva gruselte es, wenn die Mutter auf ihr Nachfragen die Antwort gab, dass man ihr das Kreuz eines Tages im Sarg auf die Brust legen würde. So wie sie das sagte, konnte das nicht mehr lange dauern, aber es machte dem Kind eigentlich keine Angst, denn schließlich wusste sie ja von ihren Märchenschallplatten, dass das Schneewittchen auch aus dem Sarg noch gerettet werden konnte.
Wie alle Kinder liebte Eva Märchen, am meisten aber die romantischen und die, die für alle Komparsen gut ausgingen wie zum Beispiel Dornröschen oder Aschenputtel. Beim Schneewittchen tat ihr trotz allem immer die böse Stiefmutter leid, weil sie sich mit glühenden Schuhen zu Tode tanzen musste.
Ein weiteres geliebtes Ritual war, wenn die Mutter bügelte. Dann stellte sie das Bügelbrett im Schlafzimmer vor dem Fenster auf und Eva setzte sich zu ihren Füßen. Im Sommer schob die Mutter mit einer großen Armbewegung den Vorhang zurück und öffnete das Fenster, um den weiten Blick zu genießen. Die riesige Pappel hinter dem

Haus rauschte so vertraulich, dass man glauben konnte, in ihrer Krone zu sitzen.
Im Winter kuschelte sich Eva mit einem Kissen an die Heizung. Und sommers wie winters bettelte sie darum, dass die Mutter ihr eine Geschichte erzählte, was diese auch fast immer tat.
Die Lieblingsgeschichte war die von Heiner und Liesl, einem Geschwisterpaar, das das Christkind in der Weihnachtswerkstatt besuchen durfte. Aber die meisten Geschichten gab es nicht umsonst, denn Evas Aufgabe während des Zuhörens bestand darin, die vielen Herrentaschentücher vom Vater und den zwei Brüdern zusammenzulegen.
Wenn sie spazieren gingen, erzählte die Mutter andere Geschichten. Sie lehrte ihre Tochter, in welchen Gebüschen die Zwerge wohnten und wie sie den Tau sammelten und von einer einzigen Brombeere alle satt wurden.
Zu jeder Blume am Wegesrand hatte sie eine Geschichte zu erzählen. Jedes Mal wenn Eva in ihrem späteren Leben die einst so hartherzige und stolze Wegwarte sah, bemitleidete sie die zartblaue Blume, die in der Geschichte für ihren Hochmut damit bestraft wurde, dass sie nur noch an den Wegrändern blühen und nur warten durfte.

Das Schlafzimmer war ebenfalls der Ort, an dem Carla ihrer Tochter Gedichte und Gebete beibrachte, ihr Worte vorsagte, deren Sinn das Kind noch nicht verstand, die sich aber so wundervoll anhörten, dass sie diese immer und immer wieder hören wollte und schließlich selber sprechen konnte.
Wenn ein Fest in der Verwandtschaft anstand, dann war hier die Probebühne, und Eva lernte die Verse auswendig, die sie dann vor der festlich versammelten Gesellschaft vortragen musste. Sie tat das nicht besonders gerne, ja sie genierte sich jedes Mal sehr, aber der stolze und liebevolle Blick der Mutter entschädigte sie für alles Lampenfieber.

Viel lieber war es ihr jedoch, wenn sie die schönen Worte wie einen gut behüteten Schatz für sich selber behielt und sie abends, wenn sie nicht einschlafen konnte, vor sich hin murmeln konnte. Am schönsten fand sie das Engelsgedicht aus Hänsel und Gretel »Abends wenn ich schlafen geh, vierzehn Englein um mich stehn«, weil sie es sich so tröstlich vorstellte, immerwährend von Engeln behütet und beschützt zu sein.
Einmal im Monat gab es ebenfalls im Schlafzimmer das Ritual des Bettenlüftens, das bedeutete, dass die dreiteiligen Matratzen schräg gestellt wurden, damit die Luft überall hinkam. Wenn Eva inständig bettelte, gewährte Carla ihr, obwohl sie schon »groß« war, das schönste was es gab auf der Welt: eine Flasche mit warmer Milch. Dann legte Eva sich in eines der kleinen Matratzenhäuschen und war selig.
Wenn Lois auf Geschäftsreise war, dann durfte Eva – Gipfel der Seligkeit – neben der Mutter im großen Ehebett schlafen.
Manchmal wachte Eva morgens von einem ganz besonderen Geruch auf. Das war, wenn die Mutter »große Wäsche« hatte und schon am frühen Morgen in der Küche der große Kessel auf dem Herd thronte, in dem die Lauge kochte. Mit gerötetem Gesicht und mit einem im Nacken geknoteten Kopftuch stand Carla dann davor und rührte angestrengt mit einem großen Holzlöffel die Wäsche um. Eva liebte den Geruch sehr und sie fand es aufregend, der Prozedur des Wäschekochens und Waschens zuzuschauen. Manchmal, wenn nur noch kleinere Wäschestücke im Topf waren, durfte sie den großen Holzlöffel nehmen und umrühren und danach auch beim Spülen der Wäsche helfen. Dazu trug die Mutter die Sachen ins Badezimmer und legte die Wäschestücke in die Badewanne. Auch hier durfte Eva manchmal die schlierigen Taschentücher, die Servietten oder Schlüpfer durchspülen und auswringen helfen. Danach kam die Wäsche auf die Leine. Die großen

Stücke hängte die Mutter an den Wäscheleinen am Schlafzimmerrollladen auf, die kleinen kamen auf einen Wäscheständer, der auf dem Balkon stand. Abends wurde dann alles abgehängt und kam in den Bügelkorb, der fast überquoll, sodass sich Eva schon auf die nächsten »Bügelgeschichten« freuen konnte.

Sonntagabends machten sie oft zu dritt einen Schaufensterbummel in der hell erleuchteten Einkaufsstraße der Stadt, und Carla zeigte ihrem Mann die Dinge, die sie für sich oder für die Familie kaufen wollte. Lois war ein sparsamer Mensch, und wenn es um Kleider ging, wurde er geradezu geizig. Oft also, wenn ein neuer Frühjahrsmantel oder ein Kleid für Eva nötig gewesen wäre, legte er sein Veto ein.
Dann schlug Carlas große Stunde: sie schaute sich das Kleidungsstück im Kaufhaus unter der Woche genau an und kaufte günstige Stoffreste. Daheim lief die Nähmaschine, eine alte Pfaff mit Kurbelrad und Antriebsriemen, heiß. Sie nähte und stichelte stundenlang. Die Anproben fanden vor dem großen Ewigkeitsspiegel im Schlafzimmer statt, und Eva hasste vor allen Dingen das Stillhalten, während die Mutter die Nähte und Säume absteckte. Auch da sah sie sehr gefährlich aus, die Stecknadeln im Mund, und unwillig brummend, wenn das Ankleidepüppchen sich doch bewegte. Immer vergaß sie eine Stecknadel, die dann noch irgendwo im Stoff steckte und das Kind piekte.
Wenn dann aber eines ihrer Werke fertig war, waren sie beide stolz und fuhren mit der Straßenbahn in die Stadt, um den Vater vom Geschäft abzuholen. Dort wurde Eva regelrecht präsentiert, und Lois bedachte seine beiden Frauen mit stolzen Blicken. Unter vier Augen fragte er Carla dann immer, ob das mit dem Haushaltsgeld finanzierbar gewesen wäre, worauf sie immer stolz lächelte, weil er einfach nicht glauben konnte, dass sie

dieses Prachtwerk aus vergünstigten Stoffresten selbst genäht hatte.
Man hatte Sonntagskleider und Werktagskleider, und am Samstagabend war wie bei vielen Familien Badetag. Zuerst kamen die Kinder dran, Jörg und Eva – vier und zwölf Jahre alt – in der gleichen Wanne. Natürlich trug der Junge eine Badehose, was niemandem sonderlich aufzufallen schien. Während die Kinder planschten, putzte der Vater in der Küche die Schuhe sämtlicher Familienmitglieder und schimpfte mit seinen Sprösslingen, wenn die Schuhe einmal wieder zu sehr abgewetzt oder schiefgelaufen waren.
Danach kam die Prozedur des Haaretrocknens. Es gab keinen Föhn im Haus und so packte die Mutter Eva wie einen Brotlaib unter den Arm, setzte sich auf die Holzkiste und hielt den Kopf ihrer Tochter mit den langen nassen Haaren ganz nah vor den brennenden Gasbackofen. Eva kam sich so heldenhaft vor wie im Zirkus, denn da hatte sie einmal gesehen, wie ein Raubtier durch einen brennenden Reifen sprang. Sie fühlte sich nicht in Gefahr, die Mutter hielt sie ja beruhigend sicher und fest.
Zum Abendessen gab es oft einen Grieß- oder Haferbrei, der mit einem Marmeladengesicht verziert wurde. Jörg und Eva stritten oft um das leere Marmeladenglas, denn das füllten sie mit Wasser auf, schüttelten es und hatten ein köstliches süßes Getränk.
Wahrlich als Zauberin empfand Eva ihre Mutter, wenn diese abends vor dem Schlafengehen noch kunstvoll einen Apfel schälte. Man durfte dabei nicht sprechen, sonst wirkte der Zauber nicht, so sagte sie mit bedeutungsvoller Miene. Sie setzte das Messer flach an der Blüte an und schälte, während sie den Apfel drehte, vorsichtig und geschickt nach unten zum Stiel. Die Schale musste an einem Stück bleiben, und wenn das geschafft war, musste man sie über die Schulter, die linke Schulter, weil da das Herz klopfte, werfen, und je nachdem wie die gedrehte

Apfelschale zu Boden fiel, konnte man den Anfangsbuchstaben des oder der künftigen Geliebten herauslesen. Jörgs Apfelorakel zeigte mehrmals ein D, und im Geiste ging er sämtliche Klassenkameradinnen durch, deren Name mit D begann.

Natürlich lehrte Carla ihre Tochter auch die vielen Tischgebete, mit denen man Gott für das tägliche Brot dankte, aber auch alles andere meinte, was auf dem Tisch stand. Aber das Brot hatte trotz allem eine Sonderstellung, denn bevor die Mutter es anschnitt, machte sie mit der Messerspitze ein Kreuzzeichen auf den Laib; ein demütiges Dankesritual, das von der Großmutter stammte und das Eva zeitlebens beibehielt.
Sonntags mussten die Kinder spätestens dann aufstehen, wenn in der Küche die Kaffeemühle anfing, Krach zu machen. Jetzt blieb noch genug Zeit fürs Waschen, Anziehen und Frisieren, denn beim Frühstück war oberste Pünktlichkeit angesagt, sonst hing der Sonntagssegen schief. Anschließend schlüpfte man in Mantel, Hut und Handschuhe und ging zum Amt.
»Schnell, schnell, s’läutet schon zusammen!«, rief der Vater und trieb die Familie zur Eile. Das Amt war in dem großen Haus, in dem der liebe Gott wohnte. Er musste jemand sein, der viel größer war als die Eltern, und jemand, den viele kannten. Er war unsichtbar und doch sah er alles, auch wenn man brav oder böse war. Das wusste Eva schon. In diesem Haus gab es ein viel größeres Weihwasserbecken als das, das zu Hause neben der Eingangstüre hing. Jedes Mal wenn die Kinder die Wohnung verließen, bekamen sie mit dem Weihwasser ein Zeichen auf die Stirn und mussten sich bekreuzigen. Das beschützte sie vor allen Gefahren.
In der Kirche, so hieß das Gotteshaus, durfte man selbst in das riesige Becken fassen und sich bekreuzigen. Dann ging man leise zwischen den Eltern nach vorne, knickste vor

einer leeren Bank, und Mutter und Eva bogen nach links in die Bank ab, Vater und die Brüder nach rechts, auf die Männerseite.
Zuerst musste man hinknien und sich wieder bekreuzigen, dann durfte man aufstehen, sich hinsetzen und das Gebetbuch hervorholen. Erst jetzt konnte man sich vorsichtig ein bisschen umschauen, denn der liebe Gott wollte eigentlich, dass man immer nach vorne zu dem Tisch, den man Altar nannte, schaute. Er sah auch, wenn man die Hände nicht richtig faltete. Die Fingerspitzen mussten immer zum Himmel zeigen, denn wenn sie nach unten zeigten, dann betete man ganz aus Versehen zum Teufel, und das war eine ganz große Sünde!
Eva ahmte die Mutter nach, kniete, wenn sie kniete, stand, wenn sie stand, und bewunderte sie unendlich, wenn sie immer die richtigen, fremd klingenden Antworten wusste, die die anderen auch sagten oder sangen.
Ihre größte Bewunderung aber galt den Brüdern, denn die durften dem lieben Gott viel näher sein. Sie durften oft dem Mann am Altar helfen. Als Eva ganz klein war, dachte sie, das wäre der liebe Gott, denn er sah aus wie ein Opa mit einem langen dunklen Bart. Aber das war wie ein Ersatz für den lieben Gott, der aufpasste, ob alle da waren und die Messdiener alles richtig machten. Die Messdiener oder Ministranten durften sich verkleiden, lange, spitzenbesetzte Gewänder tragen und vorne am Altar hin- und hergehen. Wenn sie hinknieten und mit den Glöckchen läuteten, mussten alle in der Kirche mucksmäuschenstill sein, das nannte man Wandlung. Dass das Amt bald zu Ende war, bemerkte man daran, dass die meisten Erwachsenen nach vorne gingen und vom Pfarrer etwas zu essen bekamen, das man das Heilige Brot nannte. Das bekamen nur Erwachsene, die Kinder mussten dann still in der Bank sitzen bleiben, bis die Eltern wieder zurückkamen. Die Mutter sah dann immer so besonders froh aus, kniete sich hin, faltete die Hände vor dem

Gesicht, schloss die Augen und versuchte, heimlich zu kauen. Als Eva einmal ein Stückchen von dem Heiligen Brot abhaben wollte, wurde sie sehr böse und sagte, sie dürfte sie jetzt nicht stören.
Eva verstand nicht, warum man über so ein kleines Stücklein Brot so froh sein konnte, und die Mutter erklärte ihr später, dass man dem lieben Gott so auf wundervolle Weise nahe war, und man um die geheimsten Dinge beten und bitten konnte.
Am Ende der Messe wurde noch ein lateinisches Lied gesungen, bei dem Eva schon die ersten drei Worte sagen und mitsingen konnte.
»Tantum ergo sacramentum …« Den Rest sang Eva mit, so wie sie den Text eben verstand. Mit einem Knicks an der Bank und dem Bekreuzigen mit Weihwasser verabschiedete man sich vom lieben Gott und trat heraus auf den sonnigen Platz vor der Kirche. Jörg und Franz kamen aus einer anderen Türe und trugen wieder ihre normale Sonntagskleidung.
Wenn man den Heimweg antrat, kam man an der geheimnisvollen Wiese vorbei. Dort standen viele seltsame, kleine Häuschen, die die Eltern »Baracken« nannten, und allein schon aus dem Tonfall, wie sie dieses Wort aussprachen, wusste Eva, dass dies ein für sie verbotener Ort zum Spielen war. Sie sprachen von »Flüchtlingen«, die hier hausten. An der Hand des Vaters oder der Mutter konnte Eva aber jedes Mal den Blick von den Häuschen nicht losreißen, zumal es dort unzählig viele Kinder zu geben schien, die sich lärmend draußen beim Spiel vergnügten.

Eva freute sich auf das Mittagessen, denn sonntags gab es immer etwas ganz besonders Gutes.
Am Nachmittag wurde das Auto gepackt und sie fuhren auf der neuen Autobahn in das etwa eine Stunde Fahrtzeit entfernte Dorf, wo beide Eltern herkamen, um dort die

Verwandten zu besuchen. Aber der erste Weg führte Evas Familie immer auf den Friedhof, das »Brüderle« besuchen, das mit drei Jahren während des Krieges gestorben war. Auf seinem Kindergrab stand ein weißer Grabstein, der mit einem geflochtenen Rosenkörbchen im Halbrelief geschmückt war, damit das »Brüderle« immer Blumen hatte, auch wenn die frischen, die sie ihm brachten, verwelkt waren. So hatte es die Mutter Eva erklärt, und die Kleine erntete immer besonders liebevolle Blicke von der Mutter, wenn sie die welken Blätter auf dem Grab aufsammelte, bevor man zusammen betete. Nicht jeder hatte ein »Brüderle« mit einem Grab aus Marmorstein – das war schon etwas ganz besonderes.

Danach wandte man sich den Lebenden zu und besuchte die Tanten und den Patenonkel mit ihren Familien.

Die Verwandten waren anders. Sie trugen alle nur dunkle Kleider und waren nicht so neumodisch und farbenfroh gekleidet wie Evas Familie. Außerdem wohnten sie in kalten Häusern, wo nur das Wohnzimmer, das sie Stube nannten, geheizt war. Am schlimmsten war es, wenn Eva dort auf die Toilette musste, denn dazu musste man hinten aus dem Haus hinaus und kam in ein dunkles Kämmerchen, das vor lauter Fliegen nur so brummte. Man musste einen schweren Deckel hochheben und darunter war ein tiefes, übel riechendes Loch. Da musste man sich draufsetzen, um sein Geschäft zu verrichten. Eva ging nie ohne die Mutter hin, damit diese sie festhielt, denn sie hatte immer Angst, in das Loch hineinzufallen. Es gab auch kein weiches Toilettenpapier, sondern zurechtgeschnittenes Zeitungspapier, das an einem rostigen Nagel an der Wand hing.

Die Verwandten sprachen auch eine andere Sprache, und Eva brauchte immer einige Zeit, um sich in sie hinein zu hören und sie zu verstehen. Und sie bewunderte die Eltern, die kaum in ihrer Heimat angekommen, so scheinbar mühelos in diese Sprache wechseln konnten. Dort sprach

man von »Huus« und »Muus«, wenn man Haus und Maus meinte. Auch die Wochentage hießen ganz anders, der Dienstag hieß »Zischtig« und der Sonntag war der »Sunndi«. Wenn man im Sommer auf den Wiesen die gelbroten Kirschen pflückte, sprachen die Onkel und Tanten vom »Chriese ramache!«, und den duftenden Zwetschgenkuchen, den Eva so gerne aß, nannten sie »Kwetschekueche«. Auch beim Spielen mit den Cousins und Cousinen musste Eva Acht geben, um sie zu verstehen. Sie war es gewohnt, dass es beim Fangenspielen eine »Botte« gab, hier auf dem Dorf nannte man es aber »Rueger«.

Und wenn man sich dort zu Tisch setzte, dann gab es nicht wie zu Hause in der Stadt einen Kaffee oder Kakao aus zierlichen goldverzierten Sammeltassen mit einem schönen Stück Kuchen, sondern es gab deftige Hausmacher Blut- oder Leberwurst in fingerdicke Scheiben geschnitten, und auf dicken weißen Platten serviert und dazu kräftiges Bauernbrot mit Butter. Meistens aßen dann Mutter und Eva nur ein Butterbrot und tranken dazu den Süßmost, den man servierte. Schon als kleines Kind spürte Eva, dass die Mutter eher das vornehmere Kaffeetrinken mochte, und dass sie Wert auf die städtischen Manieren legte.

Eva lernte an feinen Nuancen im Gesicht der Mutter zu lesen, wie sie sich als Stadtkind zu benehmen hatte. Gesittet, also in erster Linie brav, still und vor allem nicht wild!

Beide Eltern waren in diesem Dorf im bäuerlichen Umfeld aufgewachsen, machten aber keinen Hehl daraus, dass sie sich nun in der Stadt für etwas Besseres hielten, und dass sie stolz darauf waren, es so weit gebracht zu haben. Und man hatte auch den Eindruck, dass Mutters Schwestern, die alle einen Nachbarn oder Ortsansässigen geheiratet hatten und im Dorf geblieben waren, auch glaubten, dass ihre Schwester Karla das große Los gezogen hatte. Seit sie in der Stadt lebte, hatte die Mutter das K in ihrem

Vornamen zu einem C geändert, weil »Carla« irgendwie vornehmer wirkte.
Eva erschien das Leben auf dem Land fremd. Sie war es nicht gewöhnt, mit Tieren umzugehen, hatte Angst vor den Pferden und Kühen im Stall und ekelte sich vor den Hühnern, die überall im Hof ihren Dreck hinterließen. Trotzdem erschienen ihr die Plätze zum Spielen, die ihre Cousins und Cousinen hatten, wesentlich abenteuerlicher als die in der Stadt. Hier gab es keine Spielplätze, hier spielte man im Schopf, im Garten oder am Bach. Man baute Dämme und Baumhäuser, versteckte sich im Heu und konnte echte kleine Kätzchen streicheln, und die Erwachsenen saßen nicht auf einer Parkbank und schauten zu, sondern sie ließen einen in Ruhe.

Die Mutter brachte oft abgetragene Kleider mit und schenkte sie ihren Schwestern, weil sie meinte, für den Stall wären sie noch gut genug. Und sie bekam dafür frische Eier oder einmal ein Huhn, oder einen frischen Rahmkäse. Rechtzeitig bevor die Verwandten ihre sonntägliche Melkarbeit machen mussten, fuhr die Familie wieder nach Hause und Eva freute sich auf die warme, zentralgeheizte Wohnung mit WC und Bad, und Lois suchte sich oft das größte unter den mitgebrachten Eiern aus, um es zu kochen. Wie vergnügt er dann war, wenn dieses Ei sogar zwei Dotter enthielt! Das war für ihn ein besonderes Glückszeichen!
Eines Tages machte sich die Mutter an einem gewöhnlichen Werktag besonders schick, und auch Eva wurde mit einem neuen selbst geschneiderten Kleidchen und frischer Wäsche ausstaffiert. Das Kind befürchtete schon, dass der Weg zum »Onkel Doktor« gehen sollte, der doch so gar kein Onkel war, sondern sich um die Gesundheit der Menschen kümmerte. Eva mochte ihn nicht besonders, denn er hatte ihr schon des Öfteren Medizin verschrieben, die gar nicht gut schmeckte. Aber sie mochte

die Spielsachen im Wartezimmer, den eigenartigen Geruch in der Praxis und vor allem die kleinen braunen Karamellhäschen, die der »Onkel Doktor« in einem großen Bonbonglas auf dem Schreibtisch stehen hatte. Wenn man artig den Mund aufgemacht und sich die Brust hatte abhören lassen, dann durfte man in das Glas hineingreifen und sich bedienen. Und jedes Mal zwinkerte der Arzt Eva zu, wenn sie ein Häschen in der Hand hatte, und forderte sie auf, mit der anderen Hand noch eines zu nehmen – für den Heimweg. Aber heute ging es nicht zum »Onkel Doktor«.

»Heute«, so erklärte die Mutter, während sie ihr Hütchen aufsetzte und die Handschuhe überstreifte, »heute gehen wir in den Kindergarten, um dich anzumelden!«

Eva versuchte sich vorzustellen, was ein Kindergarten sein könnte, träumte von einem üppigen Garten, wo die Kinder auf Bäumen wuchsen, in kleinen Blätterwiegen schaukelten wie der kleine Däumling im Märchen. Vielleicht wuchsen ja da die kleinen Kinder heran, und die Mutter hatte eines bestellt und so Evas sehnlichsten Wunsch erfüllt, ein kleines Geschwisterchen zu bekommen?

Voller Freude ging Eva an der Hand ihrer Mutter die Straße entlang, die zu einem großen Haus in der Nähe der Kirche führte. Als sie die Eingangstüre öffneten, erschrak Eva, denn dahinter erscholl ein höllischer Lärm.

Eine Frau mit strengem Gesicht und mit einer weißen Schürze bekleidet kam ihnen aus dem mit Lärm erfüllten Raum entgegen. Es war eindeutig Kindergeschrei, das man hören konnte. Eva verkroch sich sicherheitshalber im weiten Rock der Mutter. Diese aber schob sie vor sich hin wie eine Puppe und sagte:

»Schau, das ist die Tante Maria, sag mal schön ‚Guten Tag'!« Eva streckte schüchtern ihr Händchen aus. Tante Maria aber schlug ihr auf die Hand und sagte tadelnd:

»Aber, aber, ich will doch nicht diese, ich will die schöne Hand!« Ihre Stimme schien ein Echo zu haben, und das war

kalt und blechern.
Das ist keine Tante, entschied Eva und war fortan auf der Hut. Man zeigte ihnen die verschiedenen Zimmer, in denen an die dreißig Kinder spielten und für den ordentlichen Geräuschpegel sorgten. Zu Evas Erstaunen gab es überhaupt keine Babys, sondern Mädchen und Jungen in Evas Alter, aber Eva kannte nur ein Mädchen, das in der Nachbarschaft wohnte. Wo war der verwunschene Garten, der Garten überhaupt? Eine große Doppeltüre führte ins Freie und dort gab es eine Kletterstange, einen Sandkasten und ein kleines Karussell, das sich, wie von unbekannter Hand berührt, leise im Kreise drehte. Eva war verwirrt, hatte sie sich doch unter einem Kindergarten etwas ganz anderes vorgestellt!
Tante Maria führte sie auch in den Waschraum, zeigte die kleinen Kindertoiletten und Waschbecken und fragte mit strenger Miene:
»Du bist doch hoffentlich schon sauber, oder?« Und mit einem Ruck hob sie Evas Kleidchen, nestelte mit energischen Fingern am Gummirand der Unterhose und zog sie herunter.
»Ja, natürlich!«, beeilte sich Evas Mutter zu sagen und bückte sich, um ihre Tochter wieder anzuziehen. Ihr Gesicht war leicht gerötet. Tante Maria lachte laut.
»Jetzt ist Spielplatzzeit, da kannst du mit den Kindern draußen spielen, während wir die Anmeldung besprechen!«, sagte sie und schob das vollends eingeschüchterte Kind hinaus. Eva setzte sich gleich neben der Türe auf den sandigen Erdboden nieder und wäre vor Scham am liebsten darin versunken.
Sie starrte auf ihre frisch geputzten Schuhe und entdeckte daneben die zarten weiß-rosa Blätter einer kleinen Winde. So klein wollte sie sich zaubern können, so klein, dass sie in den Blütenkelch hineinpasste, der Zuflucht bot und sich schließen würde vor »Tantemariafingern«!

Die Mutter schien auf dem Heimweg nicht mehr so vergnügt und war ebenso schweigsam wie Eva.
Von nun an sollte Eva morgens mit Doris, dem Nachbarmädchen, in den Kindergarten gehen und dort gemeinsam mit anderen Kindern spielen. Es fiel ihr schwer, das morgendliche Ritual mit der Mutter zu Hause aufzugeben, und es war für sie immer ein Festtag, wenn sie nicht in den Kindergarten gehen musste.
Aber es hatte sich auch so manches Ritual zu Hause geändert!
In der Küche hatte eine moderne Waschmaschine Einzug gehalten, ein schweres Maschinenteil, das in den Boden einzementiert wurde. Nun gab es keine Waschtage mit großer Wäsche mehr. Man stopfte einfach die Wäsche durch das gläserne Bullauge in die Maschine, schloss sie sorgfältig und füllte von oben das Waschpulver ein. Dann musste man an zwei Schaltern das Programm einstellen und die Maschine legte los. Am Anfang hatte sich Eva oft den kleinen Polsterschemel vor das Bullauge gestellt und verfolgt, was mit der Wäsche geschah. Die Trommel bewegte sich einmal rechts herum, einmal links herum. Man sah das Wasser sprudeln und schäumen, und ab und zu entdeckte Eva ein bekanntes Stoffmuster. Immer wieder berührte Eva die Scheibe, die immer heißer wurde. Aber wenn die Maschine zum Schleudern ansetzte, wurde es Eva jedes Mal unheimlich. Die ganze Maschine fing an zu lärmen in immer höheren Tönen, dann rüttelte und riss sie in den Verankerungen, als ob sie gleich abheben wollte, und drehte sich immer schneller. Das Wasser gurgelte durch einen Ablaufschlauch ins Waschbecken und wurde bei jedem Schleudergang heller und sauberer. Wenn das Programm zu Ende war, lief die Trommel langsam aus und die Wäsche, die man während des Schleuderns gar nicht mehr hatte sehen können, fiel wie erschöpft von den Wänden der Trommel herab.

Man musste eine Weile warten, dann öffnete die Mutter den schweren Verschluss der Trommel und die Wäsche kam fertig zum Aufhängen heraus.

»Was für eine Erleichterung!«, sagte die Mutter immer wieder und bestaunte stolz das Waschergebnis, für das sie früher einen ganzen Tag gebraucht hatte, und das mit einer ungeheuren körperlichen Anstrengung verbunden war. Sie war stolz, dass Lois ihr diese wunderbare Maschine geschenkt hatte, als eine der ersten Frauen in der Nachbarschaft.

Wenn Doris nun morgens klingelte, bedeutete das für Eva, dass sie »fertig« sein musste. Angezogen und hübsch frisiert, Schuhe gebunden, Mantel an, das neue Kindergartentäschchen mit dem Vesper umgehängt, drückte sie auf den Summer und rief durch das Treppenhaus hinunter.

»Ich ko-o-mme!«

Dann bekam sie immer noch von der Mutter einen Kuss und ein kleines Kreuz mit Weihwasser auf die Stirn, bevor sie die drei Stockwerke hinunterlief.

Was Eva am Kindergarten am meisten beeindruckte, war die für sie schier unermesslich erscheinende Menge an Spielzeug. Daheim konnte sie mit ihren Legosteinen ein Häuschen bauen, in dem vielleicht kleine Halmafiguren wohnen konnten, und die roten Dachsteine waren nie genug, sodass es immer ein Stück Flachdach am Haus geben musste.

Auch die Muckelsteinchen, die sie so sehr liebte, reichten daheim nur, um einen kleinen, Handteller großen fünfzackigen Stern zu legen, bei dem oft noch die einzelnen Farben der Steine nicht ausreichten.

Im Kindergarten konnte man sogar zu zweit ganze Legoschlösser bauen, und einmal hatte Eva einen Stern aus Muckelsteinchen gelegt, der über den ganzen Tisch reichte!

Es gab an bestimmten Tagen Puppenstunden und Märchenstunden. Diese Tage waren für Eva ein kleines Fest, aber es gab auch die Bastel- und Malstunden, die sie nicht so sehr mochte.
Mit der Zeit gewöhnte sie sich an den Kindergarten und fand Freude an den Spielen und Liedern, die sie dort lernte. Aber vor Tante Maria nahm sie sich in Acht, war viel lieber in der Gruppe, die von der ruhigen und gütigen Schwester Hermana, einer älteren Diakonissin, geleitet wurde.
Einmal sollten sich die Kinder als Märchenfiguren verkleiden, und es gab eine Aufführung, für die man einen kleinen Text auswendig lernen musste. Eva wäre für ihr Leben gern eine Prinzessin geworden, ein Dornröschen vielleicht, das schlafend und auf rosaroten Kissen gebettet auf den Prinzen wartete, oder die Prinzessin im Froschkönigmärchen, die ein grünes Kleid trug, eine goldene Krone, einen goldenen Ball und sogar goldene Schuhe bekam! Aber die Tante Maria hatte ihre Lieblinge unter den Kindern und eine eigene Vorstellung von Rollenverteilungen, und so musste Eva die Rolle der bösen Fee übernehmen, die bei Dornröschens Taufe nicht eingeladen wurde, weil man im Schloss des Königs nur zwölf goldene Teller hatte. Sie bekam ein dunkles, lilafarbenes Kleid, einen ebensolchen spitzen Zauberhut, an dem ein kleiner schwarzer Tüllschleier befestigt war, und musste das Dornröschen mit einem bösen, ja einem tödlichen Zauberspruch belegen! Es war schrecklich! Und bei der Aufführung sah Eva neidvoll den anderen Mädchen in ihren schönen Rollen zu und verspürte große Angst, dass man sie nun auch in Wirklichkeit für eine böse Fee hielt!

Die Welt der Kindheit war eigentlich rund, aber man musste sich an bestimmte Regeln halten, sonst waren die Folgen sehr unangenehm, denn man bekam den »Hintern voll«. Und dies hatte wieder mit dem lieben Gott zu tun,